

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Vierteljährlich 1,50 Goldmark
Einzelnummern 15 Goldpfennig (nur gegen Voreinsendung
des Betrags)

Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Haase
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adelsstraße 16
Fernsprecher Nr. 8800 — Postfachkonto Stuttgart Nr. 6803

Erscheint wöchentlich am Samstag
Anzeigen aller Art werden bis auf weiteres nicht mehr angenommen
Eingetragen in die Reichspostzeitungsliste

Faustischer Glaube Gewerkschaftliche Ostergedanken

Der Weg des Ringens und Suchens, den Faust in Goethes Lebenswerk genommen, bedeutet den Entwicklungsengang der Menschheit, bedeutet die Aufgabe, die jeder Mensch seinem Leben zu setzen hat. Wohl kann nicht jeder Mensch ein Faust sein, geistig so hoch und seelisch so tief wie Faust, aber ein Stück der Faustseele steckt in jedem, und die Menschheit im ganzen ist Faust. Da hat jeder sich einzustellen auf dieses hohe Ziel faustischen Wachstums der Menschheit. Da hat jeder seine Aufgabe an die Welt. Niemand ist Selbstzweck. Das Ganze und seine Größe ist der Sinn des Einzelnen.

Es gibt nicht einen Menschen, der nicht auch wenigstens einmal mehr oder minder in seinem Leben gefragt hätte nach dem Sinn des Lebens, nach dem Sinn seines Selbst. Und so viele auch ihre kämpferische Aufgabe erkannten, so viele auch im gemeinsamen Ringen die Erfüllung ihrer Aufgabe erblickten: so manche haben in jener Lebenskrise diesen entscheidenden Schritt nicht zu tun vermocht. Sie brachen innerlich zusammen in sich selbst. Sie erstarben geistig und seelisch. Sie verborren und blieben Zeit ihres Lebens unnütze Glieder am Baume der Menschheit, weil sie ihr Leben einstellten auf Selbstzweck.

Auch Faust hatte solche Krise. Er hatte gesucht und gerungen, und unzufrieden mit dem Ergebnis, verzweifelte er. Es war in der Nacht zum Ostertage. Was war das Leben? Was sollte das Leben? Was war des Lebens Sinn? Vegetieren? Dahinleben in Selbstgefälligkeit und selbstlicher Tagesfreude? Dafür war Faust zu tief, zu innerlich. Wie aber sich finden in das Sein? Wo war dann die wahre Linie des lebensbigen Daseins? Aber kein leuchtendes Licht schien ihm in der Ferne. Im Gräbeln hatte er sich verrannt. Verzweifelt an allem, was das Leben großartig machte, griff er zum Siffie.

Die Krisis des Lebens war gekommen. Sollte Faust sie belegen? Sollte er das Gift trinken, das der Kelch an seine Lippen hielt? Dann hätten die Zweifel recht bekommen. Dann wäre Faust ein Muster den Vegetierenden, den dem Leben innerlich abgestorbenen Augenblicks-Schmenschen. Das konnte nicht sein. So konnte der Sinn der Menschheit nicht sein, den Faust offenbaren sollte. So ist nicht der Sinn der Welt. Der Sinn ist Aufstieg, Zukunft, Gemeinschaft. Und Faust setzte den Kelch ab.

Und warum? Aus welchem inneren Regen heraus? Aus dem inneren Regen, das die Osterglocken des grauen Morgens in ihm geredet.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?

Die Osterglocken sind Faustens Rettung; das Fühlen, das Osterglocken erwecken, läßt ihn erstehen zum neuen Menschen. Richt die kirchliche Osterbotschaft des Osterfestes.

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebtes Kind.
Zu jenen Sphären mag' ich nicht zu freien,
Woher die holde Nachricht lönt.
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Kauft er auch jetzt zurück mich in das Leben.

Die Erinnerung an seine Jugendzeit ist es, die Faust erweckt. Die Osterglocken wecken den Jugendglauben.

Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Zieht mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Tränen
Fühl' ich mir eine Welt erstehn.

In der Stunde der Entscheidung über des Lebens Sinn ist bestimmend der Glaube, der frohe Glaube an den Menschen und an die Zukunft. Wer das Leben nur grübelnd und zerlegend nimmt, der verirrt sich in Kleinigkeiten, aus denen er nicht heraus kann. Der steht in allem Kleinen Schwierigkeiten. Der verliert alles Große und Schöne und kennt schließlich nur sich selbst. Der Glaube an die Zukunft ist die treibende Lebenskraft des Daseins, ist die treibende Lebenskraft jeder Bewegung, auch des Kampfes der freien Gewerkschaft.

Unbefangen, wie Jugend ist! Mit frischem, frohem Mute vorwärts, wie es bei Jugend geschieht! Mit gläubender Liebe einem leuchtenden Ziele entgegen! So kämpft der Mensch. So hegte ewig der Mensch. So wendet sich auch diese Weltensünde für uns.

Dr. Gustav Hoffmann

Soziale Auslese der Tüchtigen

Von Franz Lauffötter, M. d. R.

Für das sozialistische Proletariat ist Wissen, Bildung und Kultur nicht nur Selbstzweck, um das seelische Wohlbefinden des Einzelnen zu fördern, es handelt sich hier auch um einen Machtfaktor, der es im Kampfe um den Aufstieg unterstützen soll. Ein Proletarier, eine Proletarierin, die sich mit Fleiß und Ausdauer unter den schwierigsten Verhältnissen Wissen und Kultur angeeignet haben, verschließen diese Eigenschaften nicht in ihrem Innern zu eigenem Genuß, sie stellen sie vielmehr in den Dienst ihrer Klasse. Der Philosoph Hegel spricht einmal von der schenkenden Jugend, wobei er unter Jugend Tüchtigkeit versteht, und fordert, daß der höhere Mensch alle geistigen und kulturellen Schätze in sich

sammeln, daß er sie aber wieder mit vollen Händen über seine Mitmenschen austreten soll. So handelt der proletarische Mensch, der seine Tüchtigkeit nicht nur zu eigenem Vorteil anwendet, sie vielmehr auch seinen Klassenossen nutzbar macht. Sei es, daß er aus dem Schatze seines Wissens seine Klassenossen belehrt, sei es, daß er die erworbenen Kulturwerte ihnen übermitteln, sei es, daß er seine Erfahrungen und praktischen Kenntnisse in den Dienst seiner Klasse stellt.

Der Mensch als soziales Wesen ist nicht nur in materielle, sondern auch in ideeller Beziehung auf seine Mitmenschen angewiesen, er bedarf ihrer, er benutzt die Geistes- und Kulturwerte der anderen. Wenn ein jeder Mensch das, was er an geistigem und kulturellem Besitz von anderen Menschen übernommen hat, von sich abtun wollte, so würde nur sehr wenig übrig bleiben, eine Wahrheit, die Goethe erkannt und zum Ausdruck gebracht hat. Aus dieser idealen Abhängigkeit entspringt das Recht des Proletariats auf Mitarbeit des Einzelnen und gleichzeitig die Pflicht des Einzelnen, sich seiner Klasse zur Verfügung zu stellen. Ein Sozialist erkennt, eben weil er Sozialist ist, diese Pflicht rückhaltlos an, ein Individualist verneint sie rundweg, ein Sozialist weiß, daß er Pflichten hat gegen seine Klasse, gegen den Staat, die Gemeinde, die Gesellschaft, gegen seine Organisation, gegen seine Mitmenschen, ein Individualist stellt die Pflichten gegen sich und die Seinen höher als die Pflichten gegen die Allgemeinheit. Ein Individualist sucht heraus seine Interessen vertritt, wie dies jeder normale Mensch tut, er ist gleichzeitig aber auch Altruist, weil er bei all seinem Tun und Lassen bewußt Rücksicht nimmt auf das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen.

In der Praxis ergibt sich aus den sozialen Pflichten der Proletarier die Notwendigkeit einer Auslese der Tüchtigen. Aus der Schaar jener Menschen, die auf diesem oder jenem Gebiete wirklich oder anscheinend tüchtig sind, müssen die geeigneten Personen herausgesucht und an die richtige Stelle gestellt werden. Dies ist der Kerngedanke der modernen Demokratie, ohne dessen Verwirklichung das demokratische System nicht haltbar ist. Eine gesunde Wirtschaft hat die Auswahl tüchtiger Leute zur Regelung und Leitung der wirtschaftlichen Funktionen längst anerkannt: Ein Unternehmen, das ertragreich wirtschaften soll, kann bei einer Vettern- und Protektionswirtschaft nicht bestehen, es muß sich tüchtige Personen für die leitenden, verantwortlichen Stellen suchen. Dies gilt ebenfals für eine kapitalistische, wie für eine sozialistische Wirtschaft. Auch in Staat und Gemeinde richtet es Unheil an, wenn die Beamtenstellen nicht nach der Tüchtigkeit, sondern nach Gunst, nach der Herkunft, dem Geldbeutel der Eltern oder nach anderen Gesichtspunkten an die Streber und Karrieremacher verteilt werden. Die Futtertruppenpolitik des monarchisch-militärischen Systems mußte notwendigerweise zum Schaden des Staates und der Gemeinden ausschlagen. Auch auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Kultur ist diese Methode von Übel. Viel richtiger und besser ist es, wenn die soziale Auslese der Tüchtigen überall in der Praxis zum Grundsatz erhoben wird, von dem unter keinen Umständen abgewichen werden darf. Dies System ist um so mehr zu empfehlen, weil es die Möglichkeit gewährt, Fehlgriffe und Mißgriffe, die selbstverständlich unvermeidlich sind, wieder gutzumachen, indem die Personen, deren Ungeeignetheit sich herausstellt, durch andere, bessere ersetzt werden.

Die Nutznießer des früheren Systems, die in ihrer bevorzugten und bevorrechteten Stellung auf allen Gebieten eine göttliche Weltordnung erblickten, wollen von einer sozialen Auslese der Tüchtigen nichts wissen. Sie vertreten den Standpunkt, daß jeder Mensch die Stelle in der Gesellschaft einnehmen soll, an die ihn der liebe Herrgott gestellt hat. Diese vielgehörte Behauptung entpuppt sich als eine dumme Redensart, wenn man sie unter die kritische Lupe nimmt. Die Sache verhält sich nämlich folgendermaßen: Einem Menschen, der an eine Stelle gestellt werden soll, muß in irgendeiner Weise angedeutet werden, welcher Stelle er zugewiesen ist. Im gewöhnlichen Leben weist man einem Stellungsuchenden die betreffende Stelle an, weil er andernfalls nicht wissen kann, welche Stelle er einnehmen soll. Wie macht es nun der Herrgott in diesem Falle? Bekanntlich kommen alle Menschen ohne Ausnahme nackt und bloß zur Welt, jeder bringt Anlagen, Fähigkeiten, Kräfte verschiedener Art mit, die man ihm nicht anmerken kann, aber niemand bringt einen Stempel oder eine Etikette mit, auf der steht: Gutbetreiber oder Tagelöhner, Kommerzienrat oder Hausknecht, Minister oder Brieftträger. Die Natur wirft die jungen Menschenkinder auf die Bühne des Lebens, gibt ihnen Gesinnungsgaben mit und sagt ihnen: Sucht euch die Stelle, an die ihr gehört! Dieses Suchen wird natürlich erschwert oder erleichtert durch die wirtschaftlichen oder sozialen Verhältnisse, in die der einzelne hineingeboren worden ist. Daß es dem Kinde eines reichen, vornehmen Mannes leichter gemacht wird, seinen Weg im Leben zu machen, als dem Kinde eines Proletariats, ist selbstverständlich. Hieraus entspringt die himmelstrebende Ungerechtigkeit, daß hochbegabte Proletarierkinder unter dem früheren System zeitweilig eine Tätigkeit ausüben mußten, die ihrer Begabung durchaus nicht entsprach — Ausnahmen bestätigen die Regel —, und daß andererseits in den höchsten und verantwortungsvollsten Stellen Personen saßen, deren geistige Minderwertigkeit allgemein bekannt war.

Die soziale Auslese entspricht den Forderungen der gesunden Vernunft, die uns sagt, daß man einen Menschen nur dann an eine Stelle stellen soll, wenn er die erforderliche Eignung dazu besitzt, und nicht etwa deshalb, weil sein

Vater diese Stellung bekleidet oder weil er die Tochter des blühenden Stelleninhabers geheiratet hat. Das monarchische System der Erbfolge ist zweifellos vernunftwidrig, weil geistige Tüchtigkeit nicht unbedingt vererbt wird, weil es nicht selten vorkommt, daß ein tüchtiger Vater einen untüchtigen Sohn hat. Die Fürstengeschichte weist Tausende von Beispielen auf, die die Wahrheit dieses Satzes bezeugen. Es erscheint also viel vernünftiger, die tüchtigen Leute auszuwählen und an die richtige Stelle zu stellen, als dies dem Zufall der Geburt oder dem Geldbeutel zu überlassen. Schon der große Philosoph Sokrates hat diese Meinung vertreten, als er zu seinen Schülern über die Einrichtung eines vernünftigen Staates sprach: „Es gibt in der Gesellschaft goldene, silberne, kupferne, erzene und eiserne Menschen. Nun kommt es vor, daß ein goldener Vater einen eisernen Sohn hat. Dieser eisernen Sohn darf nicht auf der Höhe gehalten werden, er muß hinabstufen in die Tiefe. Und umgekehrt kommt es vor, daß ein eiserner Vater einen goldenen Sohn hat. Warum soll dieser goldene Sohn unten gehalten werden? Er muß emporsteigen zur Höhe. Denn eine alte Prophezeiung sagt, daß ein jedes Gemeinwesen zugehörte gehen muß, das von eisernen Menschen regiert wird.“ Wenn es irgend eine durch die Geschichte bewahrheitete Prophezeiung gibt oder gegeben hat, so ist es diese. Wo sind die Monarchien geblieben, die von hervorragenden Männern gegründet wurden? Es sei nur erinnert an die Karolinger und die Hohenstaufen — alle diese Fürstengeschlechter sind elend untergegangen. Nur eine Einrichtung hat sich durch fast zwei Jahrtausende hindurch gehalten, es ist dies das Papsttum in Rom. Die Ursache hiervon ist in der demokratischen Auslese zu suchen, die ihm zugrunde liegt. Die katholische Kirche beruht darauf, daß zu allen höheren Stellen tüchtige Leute ausgewählt werden ohne Rücksicht auf Geburt und Herkunft. Jedesmal, wenn dieser Grundsatz mit Füßen getreten wurde, indem die Stellen durch Protektion und Günstlingswirtschaft besetzt wurden, wurde die Kirche krank und das Papsttum geriet ins Wackeln, dann aber klangen aus den Tiefen des Volkes wieder begabte Männer empor und steuerten „das Schifflein Petri“ über die Klippen hinweg.

Beobachtung und Erfahrung lehren uns, daß überall dort, wo in einem Gemeinwesen Personen am Ruder sind, die einer bevorrechteten Schicht angehören und auf Grund dieser Vorrechte in den Besitz ihrer Stellung gelangt sind, daß in solchen Staaten und Gemeinden naturgemäß eine Mißwirtschaft herrschen muß. Wo Angehörige einer bestimmten Sippe das Heft in den Händen haben und ihre Günstlinge und Kreaturen in die gutbezahlten, angesehenen Stellen hineinziehen, da führt die geistige Minderwertigkeit des Regiment und richtet das Gemeinwesen zugrunde. Wenn aber die einflussreichen Stellen nach der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der Bewerber besetzt werden, da besteht eine größere Gewähr, daß das Gemeinwesen blüht und gedeiht. Dies trifft auch auf andere Gebieten zu. Man hat nicht selten beobachten können, daß Leute aus den untersten Schichten sich emporgearbeitet haben und Leistungen aufzuweisen hatten, die von den Günstlingen des Glücks nicht im entferntesten erreicht worden sind. Napoleon I. selbst der Sohn eines einfachen Rechtsanwalts, pflanzte zu sagen, daß in seinem Heere ein jeder Soldat den Marschallstab im Tornister trage, also zu den höchsten Stellen aufrücken könne, und tatsächlich stammten seine hervorragendsten Generale ausnahmslos aus den untersten Schichten und waren als einfache Soldaten ins Heer eingetreten. Diese tüchtigen Heerführer überragten turmhoch jene altadeligen, aus den erlauchten preussischen Gesellschaften stammenden Generale, die auf den Lorbeeren des alten Friesen eingeschlafen waren. In den untersten Schichten eines Volkes steckt eben eine Fülle von Begabung und Tüchtigkeit, die nur ans Licht gezogen zu werden braucht, wenn sie zur Geltung gelangen soll.

Im menschlichen Zusammenleben sind allerorten tüchtige Leute vorhanden, und es wäre ein unerklärlicher Schaden, wollte man die im Verborgenen liegenden Talente verkommen und ungenutzt liegen lassen. Deshalb ist es die Pflicht der Gesellschaft, jedem einzelnen die Möglichkeit der Ausbildung zu geben, damit er etwas Tüchtiges lernt, und dann aus den Tüchtigen die richtige Auswahl zu treffen. Durch dies System wird auch ein gesunder Wettbewerb ins Leben gerufen, der der Allgemeinheit nur von großem Nutzen sein kann. Allerdings darf dieser edle Wettstreit nicht in Streberel und Friererei ausarten, nur die wirkliche Befähigung und Tüchtigkeit soll entscheiden. Wie der Dichter Storm einmal in einer Mahnung an seinen Sohn schreibt:

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit schene nicht und Wachen,
Aber häre deine Seele
Vor dem Karriere machen!

Durch Fleiß und ehrliches Streben soll sich der Mensch um eine Stellung bemühen, aber nicht soll er unfaire Mittel anwenden und unläutere Wege einschlagen.

Daß das System der Auslese der Tüchtigen auf den Widerspruch und Widerstand der Bevorrechteten stößt, darf uns nicht wundern, ebensowenig wie es uns wundern darf, daß sie den neuen Leuten Futtertruppenpolitik zum Vorwurf machen. Sie können es nicht verkraften, daß Jenaugute aus dem Arbeiterstande Männer und Frauen in vorbildlicher Weise Stellen verwalten, die früher den „oberen Hundstau“ vorbehalten waren. Aber sie werden sich damit abfinden müssen, denn ein neues, höheres Prinzip setzt sich durch, allen Häupten und Berufen zum Trost.

Japans Arbeiterschaft nach dem Erdbeben

Von Dr. Tokijiro Kaji, Tokio

Die entsetzliche Katastrophe, die im September 1923 über Japan hereinbrach, ist noch in aller Gedächtnis. Die ganze Größe der unheilvollen Folgen in Zahlen auszudrücken, wird niemals möglich sein. Zusammen weist man, daß ungefähr 130 000 Menschen ums Leben gekommen sind, 350 000 Häuser und 10 814 Industriebetriebe zerstört wurden. Die Menschenverluste sind viel größer, als die des russisch-japanischen Krieges, und der materielle Schaden wird auf 10 156 051 000 Yen geschätzt, das ist ein Zehntel des Nationalreichtums des Landes.

Nachdem die Wochen des Schreckens und der Verwirrung vorüber waren, ist man mit bewundernswürdiger Kraft an den Wiederaufbau gegangen. Sechs Monate nach dem Unheil waren schon wieder fast 7 vH der zerstörten Bestände errichtet, die Zahl der neuen Häuser war eher noch größer, Straßen entstanden wieder und Brücken. Nach und nach wird die Hauptstadt neu und schöner als früher entstehen. Ob dies auch mit Yokohama der Fall sein wird, ist noch ungewiss. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es seine frühere Bedeutung als Hafenstadt an andere Städte abgeben muß, zumal sich Kōbe eifrig bemüht, einen Teil der Ausfuhr, besonders den Überseehandel mit Rohseide an sich zu ziehen. Wann die zerstörten Gebiete wieder vollständig aufgebaut sein werden, läßt sich natürlich noch nicht sagen; dies hängt vornehmlich von der Beschaffung der Geldmittel und diese von dem Gange der Wirtschaft Japans ab.

Sein wirtschaftliches Leben war schon vor dem Erdbeben in einem wenig rofigen Zustande. Und daß der mangelnde Zustand infolge des Unglücks, das eine solche Masse Menschen dahingerafft und ein Zehntel des Nationalreichtums vernichtet hat, erheblich verschlimmert wird, läßt sich leicht denken. Das jährliche Einkommen ist von 8 auf 7 Milliarden, die jährliche Rücklage von 1 Milliarde auf 875 Millionen, die jährliche Sparsfähigkeit um 2,4 vH zurückgegangen. Um diesen Satz ist, wie man annehmen kann, die wirtschaftliche Tätigkeit vermindert worden. Hinzu kommt, daß die Summen, die der Wiederaufbau kostet, nämlich 1560 Millionen Yen, dem Wirtschaftskapital entzogen werden müssen und davon ein großer Teil ins Ausland geht für das Material zum Wiederaufbau.

Aber, wie schon erwähnt, die Katastrophe hat die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Japans vermehrt, nicht geschaffen. Die größte der Schwierigkeiten, die schon seit vielen Jahren bestand, ist die Unmöglichkeit, im Ausland genügend Absatzmärkte für die japanischen Industriewaren zu finden. Japans Industrie hat sich dadurch, daß sie sich die Technik wie die Arbeitsweise des europäischen Kapitalismus angeeignet, schnell und prächtig entwickelt. Sie hat in ein paar Jahrzehnten einen Umfang angenommen, den die alten Industriestaaten erst in einem Jahrhundert erreichten. Der Glanz der äußeren Entwicklung konnte jedoch nicht lange über die innere Schwäche hinwegtäuschen. Und diese besteht in folgendem:

Japans industrielle Entfaltung beruht in sehr starkem Maße auf den niedrigen Löhnen. Der japanische Arbeiter bekommt für einen ganzen laugen Tag nicht viel mehr Lohn, als sein westeuropäischer Kollege für eine Stunde. Die alte Erfahrung, daß die billigste Arbeit die teuerste ist, machte man auch in dem „England des Ostens“. Durch die Niedrigkeit der Löhne fehlte der Anreiz, die Betriebe technisch auf der Höhe zu halten, die neuesten Maschinen zu verwenden und sie gewissen auszubilden und die Arbeiter zu hochqualifizierten Handwerker auszubilden. Mit technisch rückständigen und beruflich unzulänglich geschulten Leuten konnten natürlich nur geringwertige, nicht zu hoch schlagende Waren erzeugt werden. Die Spinnerel beschränkte sich auf ein paar dicke Garnsorten; die Seidenindustrie exportierte ihr Erzeugnis in unvorbereitetem Zustand, als Rohseide; das Kupfer wurde in Blöden verschifft; ein großer Teil der Ausfuhr bestand in Streichhölzern, W ürsten und Spielzeugen. Solche minderwertigen Produkte können wohl mit rückständiger technischer Einrichtung und von schlecht bezahlten Arbeitern hergestellt werden, aber sie bringen auch nicht viel ein. Und die können leicht von industriell rückständigen Ländern erzeugt werden, wenn sie über billige und willige Arbeiter verfügen. Dies ist tatsächlich eingetroffen, denn Indien, besonders aber China hat begonnen, die Produkte, die Japan bisher herstellte, gleichfalls zu erzeugen, und beide Länder sind darin ein gefährlicher Konkurrent geworden, da sie über noch billigere Arbeitskräfte verfügen. Die Folge davon ist ein beträchtlicher Rückgang der japanischen Ausfuhr nach China. Der Versuch aber, anderwärts neue Absatzmärkte zu sichern, ist bislang erfolglos gewesen, zum ersten wegen der Minderwertigkeit der japanischen Erzeugnisse, zum andern, weil so ziemlich überall amerikanische und englische Wettbewerber sitzen, die von einer sehr leistungsfähigen Industrie und einer starken politischen Macht begleitet sind.

Die japanische Industrie kann sich nur dadurch aus ihrem Dilemma helfen, daß sie ihre technische Ausrüstung auf die höchste Höhe bringt — aber das kostet Geld, viel Geld, wovon nach dem Erdbeben noch weniger als vor dem vorhanden ist, und es muß seine Arbeiterschaft so gründlich schulen, wie die der konkurrenzstarken Länder — aber das braucht Zeit, viel Zeit, während der man leben muß. Oder die Industrie drückt die Löhne noch unter den Stand der indischen und chinesischen — aber das ist schier unmöglich und im Erfolg zweifelhaft, denn die japanischen Löhne sind seit dem Kriege mächtig in die Höhe gegangen und sie haben sich trotz Krise und Widerstand der Unternehmer im großen ganzen gehalten. So bleiben nur die beiden erstgenannten Möglichkeiten, nämlich die Verbesserung des technischen Apparates und die Schaffung eines hochqualifizierten Arbeiterstandes. Hierzu bedarf es vieler Jahre und vielen Geldes. Wie aber die Jahre übersehen und wie das Geld beschaffen, wenn die Warenausfuhr, durch die das Geld beschafft werden kann und muß, allerwärts auf schwere Hindernisse stößt? Angesichts dieser mangelhaften Lage entsteht die Frage: Wie die Verbesserung, die Jahr für Jahr um 800 000 Köpfe zunimmt, ernähren? Andere Länder haben, als sie in ähnlicher Wirtschaftsnote stekten, sich dadurch geholfen, daß sie — anstatt Waren — Menschen ausfuhrten. Doch dieser Rettungsweg ist Japan verschlossen, da seine Auswanderer fast ausschließlich verriegelte Türen finden. Nach alledem kann man die Größe des Dilemmas Japans ermessen und es kann auch die Mitteilung nicht wundernehmen, daß die Rettungsversuche von heraldisch geringem Erfolg begleitet waren.

Es wurde schon angedeutet, daß seit dem Kriege die Löhne erheblich emporgeschossen sind, und dies verhältnismäßig mehr als in einem andern Lande. Für die Allgemeinheit der Arbeiterschaft liegt die Lohnsteigerung vor dem Erdbeben. Dieses oder der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete hat nur auf die Bezahlung der Bauhandwerker einen günstigen Einfluß gehabt, nicht auf die der andern Berufe. In welchem Grade, soll an einer Statistik gezeigt werden.

Tagelöhne in Tokio in Yen (1 Yen = 2,10 M.)

Jahr	Jahreslöhne in Yen	Wochen- lohn in Yen	Einzel- lohn in Yen	Schuh- macher in Yen	Schmelz- er in Yen	Schiff- leger in Yen	Maler in Yen	Be- arbeiter in Yen	Tagelöhner in Yen
1915	0,98	0,20	0,69-0,84	1,28	0,69	0,65	0,74	1,01	0,51
1923	0,90	1,06	2,60	1,95	3,60	2,95	4,50	3,80	2,05
1924	0,90	1,06	3,40	2,-	3,44	2,89	5,-	5,-	1,90

Die Lohnzahlen für die beiden letzten Jahre, die dem Bericht der Tokioer Handelskammer (Chambers of Commerce) entnommen sind, beziehen sich auf den Monat Januar, während die Zahlen für 1915 aus dem Jahrbuch für Japan (Japan Year Book) stammen. Es sind immer die Durchschnittslöhne des betreffenden Berufes. Wenn wir der obigen Lohnliste noch mehr Berufe angefügt hätten, es würde dadurch nur wenig an der Tatsache geändert werden, daß seit dem Kriege die Löhne dreie- bis fünfmal höher geworden und daß sie seit dem Erdbeben bei den meisten Berufen gleichgeblieben oder etwas zurückgegangen sind, mit Ausnahme der Bauhandwerker, die, dank dem Wiederaufbau, ihre Lohnsätze halten, ja sogar steigern konnten. Dies gilt für Tokio. Ob es auch für die Arbeiter in den andern Städten zutrifft, läßt sich zahlenmäßig nicht so bestimmt beweisen. Immerhin liegen Mittelungen vor, die annehmen lassen, daß auch außerhalb der Hauptstadt die Löhne in dem gleichen Verhältnis gestiegen sind.

Man hat sich seit dem Kriege auch der Lebensunterhalt der japanischen Arbeiter verteuert, aber lange nicht in dem Maße der Lohnsteigerung, so daß man sagen kann, daß sich die wirtschaftliche Lage des japanischen Arbeiters im letzten Jahrzehnt erheblich verbessert hat und, was bemerkenswert ist, daß die erreichte Höhe der Lebenshaltung selbst in den Jahren der schweren Wirtschaftskrise fast vollständig gehalten werden konnte. Dieser günstige Umstand ist zu einem nicht geringen Grade der japanischen Gewerkschaftsbewegung zu verdanken. Vor dem Kriege waren in dem asiatischen Fußballstaat von gestern Gewerkschaften im europäischen Sinne nur erst im Keime vorhanden. Seitdem sind sie prächtig emporgewachsen und sind, so groß auch der europäische Gewerkschaftsmann noch ihre organisatorischen wie geistigen Mängel halten mag, eine steigende Macht im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben.

Besuch einer russischen Arbeiterfakultät

Man mag zur Moskauer Sowjetregierung stehen, wie man will, eins wird man ihr nicht bestreiten können: sie hat es besser als jede andere revolutionäre Regierung verstanden, alle ihr erreichbaren Machtmittel und Saateinrichtungen in den Dienst der Propagierung ihrer Ziele zu stellen.

Von allen kulturellen Institutionen, die ich bei meinen Aufstiegen in den letzten beiden Jahren eingehender studierte, haben die sogenannten Arbeiterfakultäten wohl den stärksten und nachhaltigsten Eindruck auf mich gemacht. Es handelt sich dabei um folgendes: Die

Sowjetregierung wurde von Anfang an in dem Bestreben, alle Zweige der Verwaltung und Wirtschaft unter zuverlässige proletarische Kontrolle zu bringen, stark dadurch behindert, daß ihr nicht eine ausreichende Anzahl zuverlässiger Beamten, Techniker und Kaufleute zur Verfügung stand. Ein großer Teil der russischen intelligenten Kreise war durch Krieg und Bürgerkrieg zugrunde gegangen oder hatte das Land verlassen, um im Auslande ein Asyl zu finden. Erst in den letzten Jahren hat eine stärkere Rückwanderung derartiger Kräfte nach Sowjetrußland eingesetzt. Die Reihen der sogenannten Spezialisten sind jedoch noch wie vor stark gelichtet. Das macht sich um so mehr fühlbar, als das russische Staatswesen gerade zum Wiederaufbau eine große Anzahl arbeitsfreudiger und dem jetzigen Regime ergebener Kräfte mit guter Fachbildung bedarf. Lenin forderte deshalb schon frühzeitig die Heranbildung „roter Spezialisten“, „roter Ingenieure“, „roter Kaufleute“ usw. Zur Erfüllung dieser Aufgabe wurden vor mehreren Jahren bereits die sogenannten Arbeiterfakultäten gegründet. Diese haben die Aufgabe, besonders befähigte junge Leute, etwa im Alter zwischen 17 und 20 Jahren, die über die übliche Volksschulbildung verfügen und eine mehrjährige praktische Betätigung in Fabrik, Handwerks- oder bäuerlichen Betrieben nachweisen können, in dreijährigen Schnellkursen so weit auszubilden, daß sie mit einiger Aussicht auf Erfolg das Studium an den russischen Universitäten, technischen Hochschulen oder Bergakademien aufnehmen können. Selbstverständlich kann diese dreijährige Ausbildung nicht die Kenntnisse vermitteln, mit denen ausgerüstet der Abiturient eines Gymnasiums sein Hochschulstudium beginnt. Der Lehrplan der Arbeiterfakultäten ist auch in keiner Weise demjenigen der Gymnasien nachgebildet. Alle Sprachen fehlen überhaupt. In den übrigen Fächern fällt alles weg, was irgendwie als entbehrlich gelten könnte. Auch die Lehrmethode ist eine völlig andere als diejenige des Gymnasiums. Man will eben nur junge Leute, die sich durch eine besonders gute geistige Befähigung auszeichnen, in ihrem Bildungsbestreben fördern und hat deshalb den Lehrplan wie die Unterrichtsmethode darauf zugeschnitten, daß der Lehrer nur anregend, wegweisend und forttreibend wirkt, daß aber der eigentliche Lernantrieb in der Hauptsache von den Schülern ausgeht. Bei dem erstaunlichen Bildungshunger der in die Arbeiterfakultäten einströmenden jungen Proletarier beiderlei Geschlechts bedarf es ja auch wirklich keinerlei Ermunterung seitens der Lehrkräfte. Diese müssen vielmehr alles aufbieten, um den unwürdigen Lernmeister der jungen Leute bis zu einem gewissen Grade zu jäheln und in den richtigen Bahnen zu erhalten.

Vor einigen Monaten besuchte ich während des Unterrichts eine derartige Anstalt in Moskau. Es war mir gestattet, jede beliebige Klasse zu besuchen und Fragen an die Schüler zu richten. In Schulbüchern, die für Kinder berechnet waren, fanden in jeder Klasse einige Dugend Kursten. Aus ihren Augen leuchtete ein bewundernswürdiger Eifer. Man hatte sofort das Gefühl, daß zwischen Lehrern und Schülern ein kameradschaftliches Vertrauensverhältnis bestand. An den kurzen Vortrag der Lehrer schlossen sich regelmäßig die Fragen der Schüler. Auf meine Fragen waren die jungen Leute natürlich in keiner Weise vorbereitet. Um so mehr war ich erstaunt, in allen Fächern recht verständliche Antworten zu erhalten. Ich wohnte dem Unterricht bei in Chemie, Physik, Geschichte, deutscher Sprache, Nationalökonomie und Literaturgeschichte. Geradezu verblüffend waren die scharfen Antworten, die ich auf meine Fragen über Geschichte, Kulturgeschichte und Literatur Westeuropas erhielt. Allerdings ist eine gewisse Einseitigkeit der Ausbildung nicht zu verkennen. Fast alle Gegenstände des Unterrichts werden unter dem Gesichtswinkel ihrer Bedeutung für die russische und die Weltrevolution behandelt und betrachtet. Die Werke von Karl Marx sowie die neuesten theoretischen Schriften der russischen Revolutionäre bilden gewissermaßen die Evangelien, auf denen immer wieder geschöpft wird.

Die Schüler und Schülerinnen der Arbeiterfakultäten geben während ihres Studiums natürlich ihren bisherigen Beruf ganz auf. Der Unterricht verteilt sich auf den ganzen Tag. Die Abendstunden dienen dem selbständigen Arbeiten in Lesesälen und Laboratorien. Die Schüler kommen morgens zeitig in die Anstalt und verlassen diese gewöhnlich erst um Mitternacht. Sie wohnen, ähnlich wie früher schon bei russischen Studenten, gruppenweise in ihrer Art von engen Massenquartieren bekommen. Zur Bekleidung ihres Unterhalts gewährt ihnen der Staat einen monatlichen Zuschuß von 20 Goldrubeln. Speisen erhalten sie zu möglichen Preisen in der Anstaltskantine. Der Gesundheitszustand ist leider infolge dieses fastigen Verbrennens und des engen Zusammenlebens nicht der beste. Nerven- und Lungenkrankheiten und leider auch Geschlechtskrankheiten werden mit erschreckender Häufigkeit festgestellt. In der Anstalt, die ich besuchte, war gerade einer der fähigsten Schüler während des Unterrichts an Herzschlag gestorben. Unzweifelhaft eine Folge von Überarbeitung. Als die Schüler erfuhr, daß ich deutscher Journalist sei, bestürmten sie mich mit Fragen nach den Zuständen in Deutschland. Die Bewunderung deutscher Geisteskultur und deutscher Technik sowie überhaupt die Sympathie für Deutschland in dieser bildungsungrigen Jugend war überwältigend.

Zuletzt zählen die über ganz Rußland verteilten Arbeiterfakultäten etwa 25 000 Studierende. Ein Jahrgang ist vor kurzem bereits abschließend geprüft und zu den Hochschulen zugelassen worden. Selbstverständlich erreichen dieses hochgesteckte Ziel nicht alle Teilnehmer der Kurse. Es fragt sich auch noch, welche Erfolge sie mit ihrer doch immerhin lüdenhaften Vorbildung auf den Hochschulen erzielen werden. Die Erfahrungen, die man dabei sammelt, werden dazu dienen, auch die Lehrmethoden und Lehrpläne der Arbeiterfakultäten zu verbessern. Sicher ist aber, daß der Bolschewismus sich hier eine politisch zuverlässige Kerntruppe intelligenter Spezialisten heranbildet, die bereit ist in der Lage sein wird, die aus dem Bürgerkrieg hervorgegangenen Spezialisten in der Verwaltung und in den staatswirtschaftlichen Betrieben in gewisser Hinsicht zu kontrollieren. Vorläufig handelt es sich dabei noch um einen Versuch und ein abschließendes Urteil wird sich erst nach Jahren fällen lassen. W. Vogel.

zur Erreichung einer besonderen Genauigkeit bei Bakterien. Das Polieren hingegen dient nur dem Zweck des schöneren Aussehens, denn auch eine polierte Oberfläche kann noch von der Luftfeuchtigkeit angegriffen werden und rosten.

Ebenso wie beim Holz wird die Oberfläche hier noch durch Auftragen anderer Metalle veredelt, z. B. von Nickel, um ein hochwertigeres Material vorzutauschen und um die Oberfläche den gewöhnlichen Einflüssen zu entziehen. Das Vernickeln erfolgt auf galvanischem Wege, der Nickelniederschlag ist von Natur aus matt und erst diese Oberfläche, die nun ein anderes Metall ist, wird weiterbehandelt, ähnlich wie beim Fournieren des Holzes. Sie wird poliert und zeigt dann die hochglanzpolierte des Nickels.

Eine weitere Art der Oberflächenveredlung ist das Braunieren. Dieses wird erreicht, wenn man das Eisen mit Öl befeuchtet und das Öl über einem Kohlenfeuer abbrennen läßt. Die Braunierung erfordert viel Geduld, um gleichmäßige Färbung zu erzielen, welches dann blau- bis schwarzgrün ausfällt. Das Braunieren des Eisens erfolgt im Sandbad. Das Eisen wird in Sand gelegt und dieser erhitzt. Auch hierzu ist Übung erforderlich, um gleichmäßige Färbung zu erhalten.

Bei allen Arten der oben genannten Behandlungen, die nicht auf Antreiben oder Sattieren beruhen, ist es erforderlich, daß die Eisenteile vollkommen glatt geschliffen sind, da jeder Feilstrich sonst zu sehen ist, wenn die Braunierung usw. beenden ja nicht ab wie Farbe, sondern verändern nur die alleräußerste Schicht der Oberfläche.

Für die Oberflächenbehandlung von Stahl gilt im allgemeinen das Gleiche wie für Eisen, doch kommt hierbei noch eine besondere Art hinzu, welche im eigentlichen Sinne noch in ein anderes Gebiet fällt, aber doch hier erwähnt werden soll, das Härtzen, und zwar nur das Härtzen der Oberfläche. Es wird zum Zweck besonderer Widerstandsfähigkeit ausgeführt und kann auf die verschiedensten Arten erfolgen, deren Anführung hier zu weit führen würde. Man sucht durch Oberflächenhärtzung zu erreichen, daß tatsächlich nur die Oberfläche besonders hart wird, der Kern aber die eigentliche Beschaffenheit des Stahles, Festigkeit und besonders Zähigkeit beibehält. Als Beispiel hierfür diene der Kurbelzapfen einer Dampfmaschine, von dessen Oberfläche gefordert wird, daß sie glashart ist, um so

wenig wie möglich zu verschleifen, dessen Kern aber zäh und fest sein soll, um den Beanspruchungen des Zapfens gewachsen zu sein.

Ein weiteres bekanntes Metall, das Kupfer, wird in den meisten Fällen poliert, um ein schönes Aussehen zu erhalten. Wenn es nicht im täglichen Gebrauch ist, bei welchem es immer wieder gepulvt und dadurch poliert wird, wie bei Kochtöpfen, Draupfannen usw., wird die polierte Oberfläche mit einem dünnen Überzug von Zaponol — ein leichtflüssiger, durchsichtiger Lack — überzogen, der es vor Einflüssen der Luft schützt, die bei Kupfer besonders unangenehm durch Bildung von Grünspan wirken. Mitunter beachtlich man aber gerade eine Grünspanbildung oder wenigstens die Bildung einer dem Grünspan ähnlichen Oberfläche, der Patina, so zum Beispiel bei Dachgebälgen. Wenn auch im allgemeinen bei Dachern die Bildung der Patina-überbildung in einiger Zeit befohrt, so beachtlich man doch mitunter bereits beim Eindecken das Kupferblech mit Patina versehen zu haben. Man erreicht dies dadurch, daß man es Säureämpfen aussetzt, die in kurzer Zeit eine gleichmäßig grüne Färbung hervorbringen.

Eine Legierung des Kupfers ist die Bronze, und zwar ist dies eine Legierung des Kupfers mit Zinn, zum Unterschied des Messings, welches eine Kupferlegierung mit Zink darstellt. Auch hier beachtlich man mitunter einen grünen Patinaüberzug, so um bei Bronzebeschreibungen ein besonders hohes Alter vorzutauschen. Hierbei wird in gleicher Weise verfahren wie bei Kupfer. Durch Einwirklassen der verschiedenen Säuren kann man dem Kupfer auch andere Färbungen geben, wie zum Beispiel braun, gelb und schwarz, aber die Beschreibung dieser einzelnen Verfahren würde hier zu weit führen. Kupfer ist eins der Metalle, das sich einfach und dauerhaft auf galvanischem Wege mit andern Metallen überziehen läßt. Doch das Kupfer ein hochwertiges Metall ist, außerdem nicht so widerstandsfähig wie andere Metalle, kommt dies in den seltensten Fällen vor. Man läßt das Kupfer durch eine eigene Oberflächenbeschaffenheit wirken und erzielt dabei bessere Erfolge, als wenn man es mit andern Metallen überziehen würde.

Neben dem Eisen ist eins der weitverbreitetsten und zu Zwecken in der Industrie verschiedenartigster Zwecke dienenden Metalle das Messing. Seine Beliebtheit hat es zufolge seiner leichten Bearbeitbarkeit, seiner Dehnbarkeit, die besonders beim

Stangen sehr wertvoll ist, und seiner leichtigen Verarbeitbarkeit. Es wird in der Hauptsache seiner goldgelblichen Farbe halber im Ratou Zustand verwendet, so für Lampen aller Art, in der elektrischen Industrie, für Wasserleitungsarmaturen usw. Trotz allem hat auch hier der Erzeuger solcher Teile die Möglichkeit erkannt, das Messing in seinem Aussehen zu verschönern, ihm entweder auf der gesamten Oberfläche oder nur an Teilen derselben eine andere Färbung zu geben, um so die künstlerische Wirkung seiner Erzeugnisse zu erhöhen. In ähnlicher Weise wie das Kupfer wird das Messing durch Einwirkung verschiedener Säuren in allen Farben gefärbt. An den Stellen, wo es seine Grundfarbe behalten soll, wird es mit Wachs abgedeckt, damit an diesen Stellen die Säuren nicht einwirken können. Man kann auf diese Art die schönsten Wirkungen erzielen. Auch Messing läßt sich sehr leicht galvanisch mit einem andern Metall verbinden und hier wird schon öfters von dieser Eigenschaft Gebrauch gemacht, da das Messing sehr leicht bildsam ist, sich gießen und in alle denkblichen Formen pressen und stanzen läßt. Manches „echte“ silberne Zigarettenetui hat sich nach einiger Zeit als aus Messingblech hergestellt erweisen und war nur schön verpackt.

Wir kommen nun auf ein ähnliches Gebiet der Oberflächenbehandlung: das Alu.

Das Alu geschieht in der Hauptsache ebenfalls wieder durch Einwirklassen von Säuren auf das Metall, und auch hier werden wieder die Stellen, welche nicht angegriffen werden sollen, mit Wachs abgedeckt. Man unterscheidet Flach- und Tiefalü, das erstere greift nur die Oberfläche in geringem Maße an, das heißt soweit, daß man den Unterschied in der Oberflächenbeschaffenheit erkennen kann, während das letztere das Metall weiter angreift, so daß Vertiefungen entstehen. Auch mit dem Alu kann man sehr schöne künstlerische Wirkungen erzielen, z. B. Bildhungen auf Metallblech, auf Uhrzifferblätter usw.

Alu auf Glas geschieht teils durch ein Sandstrahlgebilde, bei welchem mittels starken Luftstromes feiner Sand gegen die unbedeckten Stellen des Glases geschleudert wird, teils durch Einwirklassen von Säuren auf die unbedeckten Stellen. Letztere Ätzungen werden mittels Schleifens erzielt, doch ist dies auf Formen beschränkt, die dem Schleifstein zugänglich sind.

